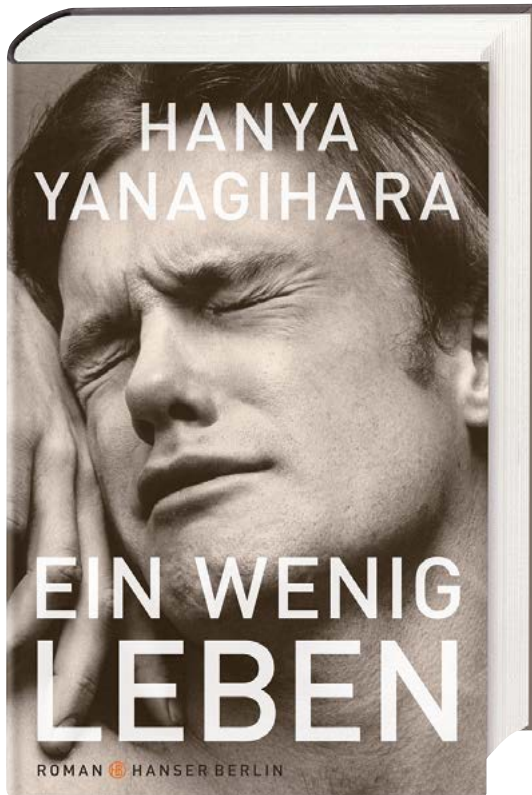


Leseprobe aus:

Hanya Yanagihara
Ein wenig Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München



HANSER BERLIN



Hanya Yanagihara

EIN WENIG LEBEN

Roman

Aus dem Englischen von
Stephan Kleiner

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *A Little Life* bei Doubleday in New York.

13. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-25471-8

© Hanya Yanagihara, 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2016 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014889

Für Jared Hohlt
in Freundschaft; voller Liebe

I	Lispenard Street	9
II	Der Postmann	115
III	Maske und Kostüm	285
IV	Das Gleichheitsaxiom	377
V	Die glücklichen Jahre	565
VI	Werter Genosse	839
VII	Lispenard Street	935

I

LISPENARD STREET

Die elfte Wohnung hatte nur einen einzigen Schrank, aber es gab eine gläserne Schiebetür, die auf einen kleinen Balkon führte, von dem aus er einen Mann im Haus gegenüber sehen konnte, der nur mit T-Shirt und kurzen Hosen bekleidet im Freien saß und eine Zigarette rauchte, obwohl es schon Oktober war. Willem hob eine Hand zum Gruß, aber der Mann winkte nicht zurück.

Im Schlafzimmer schob Jude die Schranktür auf und zu wie ein Akkordeonspieler, als Willem hereinkam. »Es gibt nur einen Schrank«, sagte er.

»Das macht nichts«, sagte Willem. »Ich habe sowieso nichts zum Reinhängen.«

»Ich auch nicht.« Sie lächelten einander an. Die Maklerin folgte ihnen langsam in den Raum. »Wir nehmen sie«, sagte Jude zu ihr.

Doch im Büro der Maklerin erfuhren sie, dass sie die Wohnung doch nicht mieten konnten. »Warum nicht?«, fragte Jude.

»Sie verdienen nicht genug, um sechs Monatsmieten zu bestreiten, und Sie haben keinerlei Ersparnisse«, sagte die Maklerin, plötzlich kurz angebunden. Sie hatte ihre Kreditwürdigkeit und ihre Bankkonten überprüft und war letztlich zu der Feststellung gekommen, dass etwas nicht stimmen konnte, wenn zwei Männer in ihren Zwanzigern, die kein Paar waren, eine Zweizimmerwohnung in einem faden (aber trotzdem teuren) Teil der 25th Street mieten wollten. »Gibt es irgendjemanden, der für Sie bürgen könnte? Ein Arbeitgeber? Eltern?«

»Unsere Eltern sind tot«, sagte Willem rasch.

Die Maklerin seufzte. »Dann sollten Sie vielleicht Ihre Erwartungen herunterschrauben. Niemand, der ein gut verwaltetes Haus besitzt, wird an Bewerber mit Ihrem finanziellen Profil vermieten.« Daraufhin erhob sie sich mit einer gewissen Endgültigkeit und blickte ostentativ zur Tür.

Doch als sie JB und Malcolm davon erzählten, verwandelten sie es in eine Komödie: Der Boden des Apartments war mit Mäusekot tätiert, der Mann auf der anderen Straßenseite hatte sich beinahe entblößt, die Maklerin war verärgert gewesen, weil Willem ihre Flirtversuche ignoriert hatte.

»Wer will schon an der Ecke 25th Street und Second Avenue wohnen«, sagte JB. Sie saßen im Pho Viet Huong in Chinatown, wo sie sich zweimal im Monat zum Abendessen trafen. Das Pho Viet Huong war nicht besonders gut – die Pho-Suppe war merkwürdig süßlich, der Zitronensaft schmeckte nach Seife, und nach jedem Essen wurde mindestens einem von ihnen übel –, aber sie kamen immer wieder, sowohl aus Gewohnheit wie auch aus Bedürftigkeit. Im Pho Viet Huong konnte man für fünf Dollar eine Suppe oder ein Sandwich essen, oder man bestellte sich eines der Hauptgerichte, die acht Dollar kosteten, aber viel größer waren, sodass man die Hälfte aufheben konnte, um sie am Tag darauf oder als nächtlichen Snack zu essen. Malcolm war der Einzige, der seinen Hauptgang nie ganz aß, sich aber auch nie die andere Hälfte einpacken ließ; wenn er fertig war, stellte er seinen Teller in die Mitte des Tisches, damit Willem und JB – die immer am hungrigsten waren – den Rest essen konnten.

»Natürlich *wollen* wir nicht dort wohnen, JB«, sagte Willem geduldig, »aber wir können es uns nun mal nicht aussuchen. Wir haben kein Geld, falls du das vergessen hast.«

»Ich verstehe nicht, warum ihr nicht einfach bleibt, wo ihr seid«, sagte Malcolm, der gerade Pilze und Tofu auf seinem Teller umherschob – er aß immer das Gleiche, Austernpilze und geschmortes Tofu in einer süßlichen braunen Soße –, den Willem und JB schon ins Auge gefasst hatten.

»Na ja, ich kann nicht«, sagte Willem. »Erinnerst du dich?« Er musste Malcolm das in den letzten drei Monaten ein Dutzend Mal erklärt haben. »Merritts Freund zieht ein, also muss ich ausziehen.«

»Aber warum bist du derjenige, der ausziehen muss?«

»Weil Merritts Name im Mietvertrag steht, Malcolm!«, sagte JB.

»Ach so«, sagte Malcolm und verstummte. Er vergaß häufig Details, die er für unwichtig hielt, aber es schien ihm auch nichts auszumachen, wenn die Menschen um ihn herum deswegen die Geduld verloren. »Stimmt.« Er schob die Pilze zur Tischmitte. »Aber du, Jude –«

»Ich kann nicht für immer und ewig bei dir wohnen, Malcolm. Deine Eltern bringen mich irgendwann um.«

»Meine Eltern lieben dich.«

»Es ist nett, dass du das sagst. Aber sie werden es nicht mehr tun, wenn ich nicht bald ausziehe.«

Malcolm war der Einzige der vier, der noch zu Hause wohnte, und JB sagte immer, er würde auch noch zu Hause wohnen, wenn er so ein Zuhause wie Malcolm hätte. Es war gar kein besonders prachtvolles Haus – tatsächlich war es ziemlich heruntergekommen und knarrte an allen Ecken und Enden, und Willem hatte sich einmal ein Holzsplitter unter die Haut geschoben, als er nur mit der Hand am Treppengeländer entlangefahren war –, aber es war groß: ein richtiges Stadthaus auf der Upper East Side. Malcolms drei Jahre ältere Schwester Flora war vor Kurzem aus der Kellerwohnung ausgezogen, und Jude hatte als Übergangslösung ihren Platz eingenommen. Irgendwann würden Malcolms Eltern den Raum zurückwollen, um ein Büro für die Literaturagentur seiner Mutter darin einzurichten, was bedeuten würde, dass Jude (dem die nach dort unten führende steile Treppe ohnehin Schwierigkeiten bereitete) sich nach etwas Eigenem würde umschauchen müssen.

Und es war nur natürlich, dass er mit Willem zusammenwohnen würde; sie waren während ihrer gesamten College-Zeit Zimmergenossen gewesen. Der Wohnraum, den sie sich im ersten Jahr zu viert geteilt hatten, umfasste neben einem aus Betonschalstein errichteten Aufenthaltsraum, in dem ihre Schreibtische, Stühle und ein Sofa standen, das JBs Tanten in einem gemieteten Umzugswagen herangekarrt hatten, noch ein zweites, viel kleineres Zimmer, in das zwei Etagenbetten gestellt worden waren. Es war so schmal gewesen, dass Malcolm und Jude, die in den unteren Betten schliefen, die Arme aus-

strecken und sich die Hände reichen konnten. Malcolm und JB hatten sich eines der Doppelstockbetten geteilt, Jude und Willem das andere.

»Schwarz gegen Weiß«, hatte JB immer gesagt.

»Jude ist nicht weiß«, hatte Willem geantwortet.

»Und ich bin nicht schwarz«, hatte Malcolm hinzugefügt, aber eher, um JB zu ärgern, als aus eigener Überzeugung.

»Tja«, sagte JB jetzt und benutzte die Zinken seiner Gabel, um den Teller mit den Pilzen zu sich heranzuziehen, »ich würde ja sagen, dass ihr beide bei mir wohnen könnt, aber ich glaube, es würde euch ankotzen.« JB bewohnte ein großes, schmutziges Loft in Little Italy voller merkwürdiger Gänge, die in ungenutzten, seltsam geschnittenen Sackgassen und halb fertiggestellten Zimmern endeten, deren Rigipsplatten mitten im Bau aufgegeben worden waren; es gehörte jemandem, mit dem sie auf dem College gewesen waren. Ezra war Künstler, ein schlechter Künstler, aber er musste auch nicht gut sein, da er, wie JB ihnen gern in Erinnerung rief, in seinem ganzen Leben niemals würde arbeiten müssen. Und nicht nur *er* würde nie arbeiten müssen, auch seine Kinder und Kindeskind, ja selbst seine Kindeskindeskind würden es nie tun müssen: Sie könnten über Generationen hinweg schlechte, unverkäufliche, wertlose Kunst produzieren und sich trotzdem nach Lust und Laune die besten Ölfarben kaufen und sich unpraktisch große Lofts im Zentrum von Manhattan zulegen, die sie mit ihren architektonischen Fehlentscheidungen ruinierten, und wenn sie des Künstlerlebens überdrüssig wären – wie es Ezra nach JBs Überzeugung früher oder später sein würde –, müssten sie nur ihre Treuhandanstalt anrufen und sich einen gigantischen Betrag auszahlen lassen, einen Geldhaufen, wie ihn die vier (von Malcolm vielleicht abgesehen) nie zu Gesicht bekommen würden. Doch in der Zwischenzeit war Ezra ein nützlicher Kontakt, nicht nur, weil er JB und einige weitere Freunde aus College-Tagen in seinem Apartment wohnen ließ – es hausten eigentlich zu jeder Zeit vier oder fünf Leute in verschiedenen Ecken des Lofts –, sondern weil er ein freundlicher

und generell großzügiger Mensch war, der gern exzessive Partys gab, bei denen gewaltige Mengen von Nahrungsmitteln, Alkohol und Drogen zur freien Verfügung standen.

»Wartet mal«, sagte JB und legte die Gabel aus der Hand. »Mir fällt gerade ein, dass eine von der Zeitschrift jemanden für die Wohnung ihrer Tante sucht. Die liegt direkt an der Grenze zu Chinatown.«

»Wie hoch ist die Miete?«, fragte Willem.

»Wahrscheinlich extrem niedrig – sie wusste nicht mal, was sie dafür nehmen könnte. Und sie will jemanden drin haben, den sie kennt.«

»Meinst du, du könntest ein gutes Wort für uns einlegen?«

»Noch besser – ich mache euch mit ihr bekannt. Könnt ihr morgen im Büro vorbeikommen?«

Jude seufzte. »Ich werde nicht wegkommen.« Er sah Willem an.

»Kein Problem – ich schaffe es. Wie viel Uhr?«

»Am besten um die Mittagszeit. Eins?«

»Ich bin da.«

Willem hatte noch Hunger, aber er ließ JB den Rest der Pilze aufessen. Dann warteten sie alle ein wenig; manchmal bestellte Malcolm noch Jackfrucht-Eis – das einzige auf der Karte, das immer schmeckte –, aß zwei Bissen und hörte dann auf, sodass Willem und JB den Rest essen konnten. Aber diesmal bestellte er kein Eis, also ließen sie die Rechnung kommen, um sie gemeinsam zu inspizieren und auf den Dollar genau zu teilen.

*

Am Tag darauf besuchte Willem JB im Büro. JB arbeitete an der Rezeption einer kleinen, aber einflussreichen Zeitschrift, die in SoHo herausgegeben wurde und sich mit der Kunstszene in Downtown befasste. Er hatte die Stelle aus strategischen Gründen angenommen; sein Plan, den er Willem eines Nachts erklärt hatte, bestand darin, sich mit einem der Redakteure anzufreunden und diesen dann davon zu überzeugen, einen Artikel über seine Kunst in Auftrag zu geben. Nach

seinen Berechnungen würde das etwa sechs Monate dauern, was bedeutete, dass er noch drei vor sich hatte.

An seinem Arbeitsplatz trug JB einen Ausdruck permanenter Verwunderung auf dem Gesicht; Verwunderung darüber, dass er überhaupt arbeiten musste, und darüber, dass noch niemand seine Genialität erkannt hatte. Er war kein guter Rezeptionist. Obwohl die Telefone mehr oder weniger durchgehend klingelten, hob er selten ab; wenn einer von ihnen mit ihm sprechen wollte, musste er einem Code folgen, der darin bestand, es zweimal klingeln zu lassen, aufzulegen und dann noch einmal anzurufen. Und selbst dann hob JB manchmal nicht ab – seine Hände waren damit beschäftigt, verworrene Haarsträhnen aus einer schwarzen Mülltüte zu ziehen, die zu seinen Füßen stand, und sie unter dem Schreibtisch zu kämmen und zu flechten.

JB durchlebte gerade, was er als seine Haarphase bezeichnete. Er hatte kürzlich beschlossen, eine Auszeit von der Malerei zu nehmen, um Skulpturen aus schwarzen Haaren zu fertigen. Jeder von ihnen hatte ein kraftraubendes Wochenende damit verbracht, JB in Queens, Brooklyn, der Bronx und Manhattan von Barbershop zu Schönheitssalon zu folgen und draußen zu warten, während JB hineinging, um die Besitzer nach zusammengefügten Haarresten zu fragen, und dann eine immer unhandlicher werdende Tüte voller Haare hinter ihm herzuschleppen. Zu seinen ersten Werken hatte *The Mace* gezählt, ein Tennisball, den er von seinem Flaum befreit, in der Mitte durchgeschnitten und mit Sand gefüllt hatte, bevor er ihn mit Kleber bestrich und immer wieder über einen Haarteppich rollte, sodass die borstigen Haare sich bewegten wie Algen unter Wasser, und *The Kwo-tidien*, wofür er unterschiedliche alltägliche Haushaltsgegenstände – einen Tacker, einen Pfannenwender, eine Teetasse – mit Haaren verkleidete. Jetzt arbeitete er an einem Großprojekt, über das er nur selten ein Wort verlor, für das aber offenbar viele Haarsträhnen gekämmt und zu einem scheinbar endlosen Seil aus sich kräuselndem schwarzen Haar verflochten werden mussten. Am vergangenen Freitag hatte er sie mit der Aussicht auf Pizza und Bier in seine Wohnung gelockt,

wo sie ihm beim Flechten helfen sollten, doch nach vielen Stunden ermüdender Arbeit hatte ihnen gedämmert, dass es keine Pizza und kein Bier geben würde, und sie waren leicht verärgert, aber nicht sonderlich überrascht nach Hause gegangen.

Das Haarprojekt langweilte sie alle, auch wenn Jude – als Einziger – die Kunstwerke schön fand und davon überzeugt war, dass man sie eines Tages als wichtig betrachten würde. Zum Dank hatte JB Jude eine mit Haaren überzogene Haarbürste geschenkt, das Geschenk jedoch zurückgefordert, als es den Anschein machte, ein Freund von Ezras Vater sei daran interessiert, es zu kaufen (er tat es nicht, aber JB gab Jude die Bürste nie zurück). Das Haarprojekt war noch in anderer Hinsicht schwierig; als die drei an einem anderen Abend durch eine erneute List dazu gebracht worden waren, nach Little Italy zu kommen und Haare zu kämmen, hatte Malcolm angemerkt, die Haare stänken. Was sie taten: nicht nach irgendetwas Unappetitlichem, es war einfach der herbe, metallische Geruch ungewaschener Kopfhaut. Aber JB hatte sich in einen seiner sich emporschraubenden Wutanfälle hineingesteigert und Malcolm einen von Selbsthass besessenen Nigger genannt, einen Onkel Tom, einen Verräter an seiner Rasse, und Malcolm, der selten in Wut geriet, aber über Anschuldigungen wie diese schon, hatte seinen Wein in die nächstbeste Tüte mit Haaren geschüttet und war aufgestanden und nach draußen gestürmt. Jude war Malcolm, so gut er konnte, hinterhergeeilt, und Willem hatte versucht, JB in den Griff zu bekommen. Und auch wenn die beiden sich am Tag darauf wieder vertragen hatten, waren Willem und Jude (obwohl sie wussten, dass es unfair war) noch etwas wütender auf Malcolm als auf JB gewesen, denn am Wochenende darauf zogen sie wieder in Queens von Barbershop zu Barbershop, um die ruinierten Haare zu ersetzen.

»Wie ist das Leben auf dem schwarzen Planeten?«, fragte Willem jetzt JB.

»Schwarz«, sagte JB und stopfte die Haarsträhnen, die er gerade entwirrt, in die Tüte zurück. »Komm, lass uns gehen; ich habe Annika

gesagt, dass wir um halb zwei da sind.« Das Telefon auf seinem Schreibtisch begann zu klingeln.

»Willst du nicht rangehen?«

»Die rufen schon wieder an.«

Während sie in Richtung Downtown liefen, beklagte sich JB. Bisher hatte er seine Verführungskünste hauptsächlich auf einen Redakteur namens Dean konzentriert, den sie alle DeeAnn nannten. Sie waren zu dritt auf einer Party gewesen, die in der Wohnung der Eltern eines der jungen Redaktionsassistenten stattgefunden hatte, wo sich ein kunstgeschmückter Raum an den anderen reihte. Während JB sich in der Küche mit seinen Kollegen unterhielt, waren Malcolm und Willem gemeinsam durch die Wohnung gestreift (wo war Jude an jenem Abend gewesen? Vermutlich hatte er gearbeitet), hatten eine Reihe von Edward Burtynskys betrachtet, die im Gästezimmer hingen, eine von Bernd und Hilla Becher fotografierte Serie von Wassertürmen, die in vier Reihen zu je fünf Abzügen über dem Schreibtisch im Arbeitszimmer hingen, einen riesenhaften Gursky, der in der Bibliothek über den halbhohen Bücherregalen schwebte, und eine ganze Wand voller Arbeiten von Diane Arbus, die deren Fläche so gründlich bedeckten, dass nur am oberen und am unteren Ende ein paar Zentimeter freiblieben. Sie hatten ein Bild von zwei niedlichen Mädchen mit Down-Syndrom bewundert, die für die Kamera in zu engen, zu kindischen Badeanzügen spielten, als Dean auf sie zugekommen war. Er war ein großer Mann, hatte aber ein kleines, erdhörnchenhaftes, pockennarbiges Gesicht, das ihm ein brutales und wenig vertrauenswürdiges Aussehen verlieh.

Sie stellten sich ihm vor, sagten, sie seien auf der Party, weil sie JBs Freunde seien. Dean sagte, er sei einer der Redakteure der Zeitschrift und für den gesamten Kunstteil zuständig.

»Ah«, sagte Willem und vermied es, Malcolm anzusehen, dem er nicht zutraute, sich nichts anmerken zu lassen. JB hatte ihnen gesagt, dass er den Kunstredakteur als Zielscheibe auserkoren hatte; das musste er sein.

»Habt ihr so was schon mal gesehen?«, fragte Dean sie und gestikulierte in Richtung der Arbus-Fotos.

»Noch nie«, sagte Willem. »Ich liebe Diane Arbus.«

Dean versteifte sich, und seine Züge schienen sich in der Mitte seines kleinen Gesichts zu ballen. »DeeAnn.«

»Was?«

»DeeAnn. Man spricht sie ›DeeAnn‹ aus.«

Sie hatten es kaum aus dem Zimmer geschafft, bevor sie in Gelächter ausgebrochen waren. »DeeAnn!«, hatte JB gesagt, als sie ihm die Geschichte später erzählt hatten. »Gott! Was für ein aufgeblasener kleiner Scheißtyp.«

»Aber er ist *dein* aufgeblasener kleiner Scheißtyp«, hatte Jude gesagt. Und fortan hatten sie Dean nur noch DeeAnn genannt.

Doch leider sah es so aus, als wäre JB, obwohl er DeeAnn unermüdlich bearbeitete, seinem Ziel kein Stück näher gekommen, als er es vor drei Monaten gewesen war. Er hatte sogar zugelassen, dass DeeAnn ihm im Dampfbad des Fitnessstudios einen blies, und trotzdem: nichts, kein Artikel über JB. Jeden Tag fand JB einen Vorwand, um zu den Büros der Redakteure und hinüber zum Schwarzen Brett zu gehen, an dem die Ideen für die Ausgaben der kommenden drei Monate auf weißen Karteikarten festgehalten wurden, und jeden Tag suchte er in dem Abschnitt, der für Nachwuchskünstler reserviert war, nach seinem Namen, und jeden Tag wurde er aufs Neue enttäuscht. Stattdessen sah er die Namen verschiedener talentloser und überschätzter Künstler; Leute, denen jemand einen Gefallen schuldete oder die jemanden kannten, dem jemand einen Gefallen schuldete.

»Wenn ich jemals Ezras Namen dort sehe, bringe ich mich um«, sagte JB ständig, worauf die anderen erwiderten: »Das wird nicht passieren, JB«, und: »Mach dir keine Gedanken, JB – eines Tages wird dein Name dort stehen«, und: »Wofür brauchst du die, JB? Du findest was anderes« – Aussagen, auf die JB antwortete: »Seid ihr sicher?« beziehungsweise »Ich habe da so meine Zweifel«, und: »Ich habe einen Arschvoll Zeit hier reingesteckt, drei beschissene Monate meines

Scheißlebens, und wenn ich meinen Namen nicht an dieser Tafel sehe, war die ganze Scheiße hier eine einzige Zeitverschwendung, so wie alles andere auch«, womit er das weiterführende Studium, den Umzug zurück nach New York, den Haarzyklus oder das Leben an sich meinen konnte, je nachdem, wie nihilistisch er an dem jeweiligen Tag gerade gestimmt war.

Er jammerte noch immer, als sie in der Lispenard Street ankamen. Willem war noch nicht lange in der Stadt – erst seit einem Jahr – und hatte nie von der Straße gehört, die eher eine Gasse war, zwei Häuserblocks lang und einen Block südlich der Canal Street; aber auch JB, der in Brooklyn aufgewachsen war, war sie völlig unbekannt.

Sie fanden das Haus und drückten die Klingel mit der Aufschrift 5C. Ein Mädchen antwortete – durch die Gegensprechanlage klang ihre Stimme kratzig und hohl – und betätigte den Türöffner. Der Eingangsbereich war ein schmaler Raum mit hohen Decken, der in einem geronnenen, schimmernden Kackbraun gestrichen war, was ihnen das Gefühl gab, sich auf dem Boden eines Brunnens zu befinden.

Das Mädchen empfing sie an der Wohnungstür. »Hey, JB«, sagte es, sah dann Willem an und errötete.

»Annika, das ist mein Freund Willem«, sagte JB. »Willem, Annika arbeitet in der Grafik. Sie ist cool.«

In einer einzigen Bewegung senkte Annika den Blick und streckte die Hand aus. »Schön, dich kennenzulernen«, sagte sie zum Fußboden. JB trat Willem auf den Fuß und grinste. Willem ignorierte ihn.

»Ich freue mich auch, dich kennenzulernen.«

»Also, das ist die Wohnung? Sie gehört meiner Tante? Sie hat fünfzig Jahre lang hier gewohnt, ist aber kürzlich ins Altersheim gezogen?« Annika sprach sehr schnell und hatte offenbar beschlossen, die beste Strategie sei, Willem wie eine Sonnenfinsternis zu behandeln und ihn einfach gar nicht anzusehen. Sie redete immer schneller, über ihre Tante und darüber, wie die Gegend sich verändert habe, und dass sie selbst nie von der Lispenard Street gehört habe, bis sie nach Downtown gezogen sei, und dass es ihr leidtue, dass die Wohnung noch

nicht gestrichen sei, aber ihre Tante sei gerade erst ausgezogen, wirklich ganz frisch, und sie konnten die Wohnung am vergangenen Wochenende nur schnell putzen. Ihr Blick wanderte überallhin außer zu Willem – zur Decke (gestanztes Blech), zum Boden (rissig, aber Parkett), zu den Wänden (an denen vor langer Zeit aufgehängte Bilderahmen geisterhafte Schatten hinterlassen hatten) –, bis Willem sie schließlich behutsam unterbrechen musste, um zu fragen, ob er sich einmal den Rest der Wohnung ansehen dürfe.

»Oh, gerne«, sagte Annika, »ich lasse euch allein«, folgte ihnen aber dennoch und begann JB in rasch hervorsprudelnden Worten etwas über jemanden namens Jasper zu erzählen, der die Schrifttype Archer für *alles* benutzt habe, und ob JB nicht finde, dass sie für Fließtext ein wenig zu rund und sonderbar aussehe? Nun, da Willem ihr den Rücken zukehrte, starrte sie ihn unverhohlen an, während ihr Gerede immer nichtiger wurde.

JB betrachtete Annika dabei, wie sie Willem betrachtete. Er hatte sie noch nie so gesehen, so nervös und so mädchenhaft (normalerweise war sie mürrisch und schweigsam und im Büro sogar ein wenig gefürchtet, weil sie an der Wand über ihrem Schreibtisch eine kunstvolle Skulptur errichtet hatte: ein Herz, das nur aus Klingen von Präzisionsmessern bestand), aber er hatte viele Frauen gesehen, die sich in Willems Gesellschaft so benahmen. Jeder von ihnen kannte solche Szenen. Ihr Freund Lionel sagte immer, Willem müsse in einem früheren Leben Fischer gewesen sein, weil sich die Muschis nur so auf ihn stürzten. Und doch schien Willem die ihm entgegengebrachte Aufmerksamkeit meistens (wenn auch nicht immer) zu entgehen. JB hatte Malcolm einmal gefragt, woran das wohl liege, und Malcolm sagte, er glaube, Willem bemerke es eben einfach nicht. JB hatte als Antwort nur gegruntzt, aber gedacht hatte er, dass Malcolm der begriffsstutzigste Mensch war, den er kannte, und wenn selbst *Malcolm* aufgefallen war, wie Frauen auf Willem reagierten, dann war es schlicht unmöglich, dass Willem selbst es nicht wahrnahm. Später jedoch hatte Jude eine andere Interpretation angeboten: Er war der Meinung, dass

Willem vorsätzlich nicht auf die Frauen reagierte, damit sich die Männer um ihn herum nicht durch ihn bedroht fühlten. Das klang sinnvoller; Willem war allseits beliebt und wollte nicht, dass sich irgendjemand in seiner Gesellschaft unwohl fühlte, und so war es durchaus möglich, dass er, und sei es unbewusst, den Unwissenden spielte. Dennoch war es faszinierend, und die drei wurden nie müde, Willem damit aufzuziehen, der meistens nur lächelte und schwieg.

»Ist der Aufzug gut in Schuss?«, fragte Willem und drehte sich abrupt um.

»Was?«, antwortete Annika erschrocken. »Ja, er fällt selten aus.« Sie verzog ihre blassen Lippen zu einem dünnen Lächeln, wobei JB klar wurde (es fuhr ihm in den Magen, so sehr schämte er sich für sie), dass sie versuchte, mit ihm zu flirten. Ach, Annika, dachte er. »Was wollt ihr meiner Tante denn in die Wohnung schleppen?«

»Unseren Freund«, antwortete er, bevor Willem es tun konnte. »Er tut sich mit Treppen schwer und ist auf einen Fahrstuhl angewiesen, der tatsächlich fährt.«

»Oh«, sagte sie, abermals errötend. Sie fixierte wieder den Boden. »Entschuldigung. Ja, er funktioniert.«

Die Wohnung war wenig eindrucksvoll. Es gab eine kleine Diele, kaum größer als eine Fußmatte, von der rechts eine Küche (ein warmer und fettiger kleiner Würfel) und links ein Esszimmer abzweigten, in dem allenfalls ein Kartentisch Platz finden würde. Eine halbhohe Wand teilte diesen Bereich von einem Wohnzimmer mit vier von Gitterbalken gekreuzten Fenstern ab, die nach Süden auf die mit Müll übersäte Straße hinausgingen; von dort führte ein kurzer Flur rechter Hand zu einem Badezimmer mit milchgläsernen Wandlampen und einer Badewanne aus abgenutzter Emaille; gegenüber lag das Schlafzimmer, das ein weiteres Fenster hatte und lang, aber schmal war; die hölzernen Rahmen zweier Doppelbetthälften waren parallel zueinander jeweils an die Wand gerückt. Auf einem der Rahmen lag bereits eine Futon-Matratze, ein klobiges, reizloses Ding, schwer wie ein totes Pferd.

»Die Matratze ist unbenutzt«, sagte Annika. Sie erzählte eine ausschweifende Geschichte darüber, dass sie eigentlich selbst habe einziehen wollen und schon die Matratze dafür gekauft habe, aber nicht dazu gekommen sei, sie zu benutzen, weil sie stattdessen bei ihrem Freund Clement eingezogen sei, der aber nicht ihr fester Freund sei, nur *ein* Freund, und Gott, wie bescheuert sich das anhöre. Jedenfalls würde sie, wenn Willem die Wohnung wolle, die Matratze gratis drauflegen.

Willem dankte ihr. »Was meinst du, JB?«, fragte er.

Was JB meinte? Dass es ein Dreckloch war. Natürlich wohnte er selbst in einem Dreckloch, aber er wohnte dort freiwillig, und es kostete ihn nichts, und das Geld für die Miete, das er sparte, konnte er in Farben, Lebensmittel, Drogen und hin und wieder eine Taxifahrt investieren. Aber sollte Ezra je beschließen, Miete von ihm zu verlangen, würde er auf keinen Fall dort bleiben. Seine Familie war vielleicht nicht so vermögend wie Ezras oder Malcolms, aber unter keinen Umständen würde sie zulassen, dass er sein Geld in so einem Dreckloch versenkte. Jemand würde etwas Besseres für ihn finden oder ihm mit einem kleinen monatlichen Betrag unter die Arme greifen. Willem und Jude dagegen hatten diese Möglichkeiten nicht. Sie mussten sich selbst finanzieren, und sie hatten kein Geld, und darum mussten sie in einem Dreckloch leben. Und wenn sie es schon mussten, dann war dies wahrscheinlich das Dreckloch der Wahl – es war billig, es war in Downtown, und ihre potenzielle Vermieterin war bereits in fünfzig Prozent von ihnen verknallt.

»Ich meine, sie ist perfekt«, sagte er daher zu Willem, der ihm zustimmte. Annika kreischte auf. Und eine hastige Unterredung später war es besiegelt: Annika hatte Mieter, und Willem und Jude hatten eine Wohnung – woraufhin JB Willem daran erinnern musste, dass er nichts dagegen hätte, wenn dieser ihm einen Teller Nudeln spendierte, bevor er zurück ins Büro musste.

*

JB neigte nicht zur Innenschau, aber als er am darauffolgenden Sonntag mit der Bahn zu seiner Mutter fuhr, empfand er einen gewissen Drang, sich selbst zu beglückwünschen, gepaart mit etwas, das an Dankbarkeit erinnerte, Dankbarkeit dafür, dass er das Leben und die Familie hatte, die er hatte.

Sein Vater, ein Emigrant aus Haiti, war gestorben, als JB drei Jahre alt war, und auch wenn JB glaubte, sich an sein Gesicht zu erinnern – sanft und freundlich, mit einem schmalen Schnurrbartstreifen und Wangen, die sich zu Pflaumen rundeten, wenn er lächelte –, wusste er doch nie ganz genau, ob er es sich nicht vielleicht nur einbildete, weil er unzählige Male das Foto betrachtet hatte, das auf dem Nachttisch seiner Mutter stand. Und doch war der Tod seines Vaters das Einzige gewesen, worüber er als Kind Traurigkeit empfunden hatte – und selbst diese Traurigkeit war eine gewesen, zu der er sich in gewisser Weise verpflichtet fühlte: Er war vaterlos, und er wusste, dass vaterlose Kinder diese Lücke in ihrem Leben betraueren. Er jedoch hatte diese Sehnsucht nie empfunden. Nach dem Tod seines Vaters hatte die Mutter, eine Tochter haitischer Einwanderer, ihren Doktor in Pädagogik gemacht und währenddessen in der staatlichen Schule in ihrer Nachbarschaft unterrichtet, die sie als nicht gut genug für JB erachtet hatte. Während seiner Highschool-Jahre an einer teuren Privatschule, die beinahe eine Stunde von ihrer Wohnung in Brooklyn entfernt war und für die er ein Stipendium hatte, war sie bereits Rektorin einer Magnet-schule in Manhattan und Lehrbeauftragte am Brooklyn College. Die *New York Times* hatte ihren innovativen Unterrichtsmethoden einen Artikel gewidmet, und obwohl er sich das seinen Freunden gegenüber nicht hatte anmerken lassen, war er stolz auf seine Mutter gewesen.

Während seiner Kindheit war sie pausenlos beschäftigt gewesen, aber er hatte sich nie vernachlässigt gefühlt, hatte nie das Gefühl gehabt, seine Mutter hätte ihre Schüler und Studenten lieber als ihn. Seine Großmutter war zu Hause bei ihm; sie kochte ihm, was er sich wünschte, und sang ihm auf Französisch vor, und es verging kein Tag, an dem sie ihm nicht sagte, was für ein Schatz er sei, was für ein

Genie, der Mann ihres Lebens. Und dann waren da noch seine Tanten, die Schwester seiner Mutter, eine Kriminalbeamtin, die in Manhattan lebte, und ihre Lebensgefährtin, eine Apothekerin und ebenfalls Einwanderin in zweiter Generation (allerdings aus Puerto Rico, nicht Haiti), die keine Kinder hatten und ihn wie ihr eigenes behandelten. Die Schwester seiner Mutter war sportlich und brachte ihm bei, einen Ball zu fangen und zu werfen (etwas, woran er schon damals nur geringes Interesse hatte, das sich später aber als wichtige soziale Fertigkeit erwies), und ihre Freundin interessierte sich für Kunst; eine seiner frühesten Erinnerungen galt einem Besuch im Museum of Modern Art, und er wusste noch genau, wie er stumm vor Ehrfurcht Jackson Pollocks *One: Number 31* angestarrt und seiner Tante kaum zugehört hatte, die erklärte, wie das Bild entstanden war.

Auf der Highschool, wo eine Prise persönlicher Revisionismus angebracht schien, um sich von den anderen abzuheben und insbesondere seinen reichen weißen Mitschülern etwas Angst einzujagen, verwischte er die Wahrheit über seine Abstammung ein wenig: Er wurde zu einem von so vielen vaterlosen schwarzen Jungen, dessen Mutter ihren Abschluss erst nach seiner Geburt gemacht hatte (er unterschlug, dass es sich um den Studienabschluss handelte, also gingen alle davon aus, dass er einen Highschool-Abschluss meinte) und dessen Tante auf der Straße arbeitete (als Prostituierte, nahmen sie an, nicht wissend, dass sie Polizistin war). Sein liebstes Familienfoto war von einem seiner Highschool-Freunde aufgenommen worden, einem Jungen namens Daniel, dem er die Wahrheit gesagt hatte, bevor er ihn hereinbat, um ihr Familienporträt zu fotografieren. Daniel hatte an einer Serie über Familien gearbeitet, die es, wie er es nannte, »nach oben geschafft hatten«, und JB musste ihn rasch darüber aufklären, dass seine Tante keine Bordsteinschwalbe und seine Mutter keine halbe Analphabetin war, bevor er seinen Freund mit ins Haus nahm. Daniel hatte den Mund geöffnet, ohne dass ein Ton herauskam, doch dann hatte JBs Mutter die Tür geöffnet und ihnen gesagt, sie sollten aus der Kälte hereinkommen, und Daniel musste gehorchen.

Noch immer sprachlos, hatte Daniel sie im Wohnzimmer postiert: Yvette, JBs Großmutter, saß in ihrem liebsten Lehnstuhl, eingerahmt von seiner Tante Christine und ihrer Freundin Silvia, die auf der einen Seite standen, und JB und seiner Mutter auf der anderen. Doch dann hatte Yvette, kurz bevor Daniel auf den Auslöser drücken konnte, darauf bestanden, dass JB ihren Platz einnähme. »Er ist der König des Hauses«, sagte sie unter dem Protest ihrer Töchter zu Daniel. »Jean-Baptiste! Setz dich hin!« Das tat er. Auf dem Foto umklammert er die Armlehnen zu beiden Seiten mit seinen fleischigen Händen (er war schon damals pummelig gewesen), während Frauen zu beiden Seiten strahlend auf ihn hinunterblicken. Er selbst, auf dem Stuhl sitzend, der für seine Großmutter bestimmt gewesen war, sieht mit einem breiten Lächeln direkt in die Kamera.

Der Glaube, den sie in ihn und seinen zu erwartenden Triumph gesetzt hatten, war auf geradezu beunruhigende Weise unerschütterlich. Sie waren davon überzeugt – auch wenn seine eigene Überzeugung so oft auf die Probe gestellt wurde, dass es schwierig wurde, sie stets aufs Neue heraufzubeschwören –, dass er eines Tages ein bedeutender Künstler sein würde, dass seine Arbeiten in wichtigen Museen hängen würden, dass die Leute, die ihm bisher noch keine Chance gegeben hatten, seine Begabung schlicht nicht erkannten. Manchmal glaubte er ihnen und ließ sich von ihrer Zuversicht anstecken. Dann wieder kamen ihm Zweifel – ihre Überzeugungen schienen denen der restlichen Welt diametral entgegengesetzt zu sein, und er fragte sich, ob sie gönnerhaft waren oder schlicht verrückt. Vielleicht hatten sie auch einfach keinen Geschmack. Wie konnte das Urteil vierer Frauen so maßgeblich von dem aller anderen Menschen abweichen? Die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit ihrer Einschätzung richtig lagen, konnte nicht besonders hoch sein.

Und doch fühlte er sich stets befreit, wenn er seine geheimen sonntäglichen Reisen nach Hause antrat, wo das Essen reichlich und kostenlos war, wo die Großmutter seine Wäsche wusch und wo jedes Wort, das er sprach, und jede Skizze, die er zeigte, aufgesogen und

mit beifälligem Geraune quittiert wurden. Das Haus seiner Mutter war vertrautes Territorium, ein Ort, an dem man ihn immer verehren würde, an dem alle Bräuche und Traditionen auf ihn und seine speziellen Bedürfnisse abgestimmt zu sein schienen. An jedem Abend gab es einen Moment – nach dem Abendessen, vor dem Nachtschisch, wenn sie alle im Wohnzimmer ruhten und fernsahen und die Katze seiner Mutter seinen Schoß wärmte –, in dem er seine Frauen ansah und etwas in sich aufsteigen fühlte. Dann dachte er an Malcolm mit seinem schonungslos intelligenten Vater und der liebevollen, aber zerstreuten Mutter und an Willem, dessen Eltern tot waren (JB hatte sie nur ein einziges Mal getroffen, an dem Wochenende, an dem Willem und er als Erstsemester von zu Hause ausgezogen waren, und war überrascht gewesen, wie wortkarg, wie formell, wie *unwillenhaft* sie gewesen waren), und schließlich, natürlich, an Jude mit seinen schlicht nichtexistenten Eltern (es war ein Rätsel – sie kannten Jude nun schon seit einem Jahrzehnt und wussten noch immer nicht genau, ob er überhaupt einmal Eltern gehabt hatte, nur dass irgend-etwas im Argen lag und nicht darüber gesprochen werden durfte), und ihn durchfloss ein warmes Gefühl von Glück und Dankbarkeit, so als würde sich ein Ozean in seiner Brust ausbreiten. Ich habe Glück, dachte er in solchen Momenten, und dann, weil er kompetitiv dachte und sich laufend vergewisserte, wo er in allen Bereichen des Lebens im Verhältnis zu seinesgleichen stand: Ich habe von allen am meisten Glück. Aber er dachte nie, dass er es nicht verdiente oder dass er sich mehr Mühe geben sollte, seine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen; seine Familie war glücklich, wenn er glücklich war, und so bestand seine einzige Verpflichtung ihnen gegenüber darin, glücklich zu sein, genau das Leben zu leben, das er leben wollte, zu den Bedingungen, zu denen er es wollte.

»Man bekommt nicht die Familie, die man verdient«, hatte Willem einmal gesagt, als sie sehr bekifft gewesen waren. Natürlich hatte er Jude gemeint.

»Das stimmt«, hatte JB geantwortet. Und das dachte er wirklich.

Keiner von ihnen – weder Willem noch Jude, nicht einmal Malcolm – hatte die Familie, die er verdiente. Doch insgeheim nahm er sich selbst davon aus: *Er* hatte die Familie, die er verdiente. Sie war wunderbar, wirklich wunderbar, und er wusste es. Und vor allem verdiente er sie wirklich.

»Da ist ja mein Wunderkind«, rief Yvette aus, wenn er das Haus betrat.

Er hatte nie in Zweifel gezogen, dass sie damit absolut richtig lag.

✱

Am Tag des Umzugs gab der Fahrstuhl den Geist auf.

»Verdammter Mist«, sagte Willem. »Ich habe Annika extra danach gefragt. JB, hast du ihre Nummer?«

Aber JB hatte sie nicht. »Ach, was soll's«, sagte Willem. Was hätte es schon gebracht, Annika zu schreiben? »Tut mir leid, Leute«, sagte er in die Runde, »wir müssen die Treppe nehmen.«

Das schien niemanden zu stören. Es war ein schöner Tag im Spätherbst, leicht kühl, trocken und windig, und sie waren zu acht – Willem, JB, Jude, Malcolm, JBs Freund Richard, Willems Freundin Carolina und zwei gemeinsame Freunde, die beide Henry Young hießen, aber zwecks Unterscheidbarkeit von allen asiatischer Henry Young und schwarzer Henry Young genannt wurden – und mussten nur wenige Kisten und eine Handvoll Möbelstücke hinaufschaffen.

Malcolm, der sich immer dann, wenn man es am wenigsten erwartete, als Organisationstalent entpuppte, verteilte die Aufgaben. Jude sollte hinauf zur Wohnung gehen, den Verkehr regeln und darauf achten, dass die Kisten in die richtigen Zimmer kamen. Zwischendurch würde er die größeren Gegenstände auspacken und anfangen, die Kartons zusammenzufalten. Carolina und der schwarze Henry Young, die beide klein, aber kräftig waren, würden die kompakten Bücherkisten tragen, Willem, JB und Richard die Möbel und der asiatische Henry Young und Malcolm selbst alles andere. Auf dem Weg nach unten

sollte man die Kartons, die Jude zusammengelegt hatte, mitnehmen und sie in der Nähe der Mülltonnen auf dem Bürgersteig stapeln.

»Brauchst du Hilfe?«, fragte Willem Jude leise, während sich alle ihren Aufgaben entsprechend aufteilten.

»Nein«, antwortete er knapp, und Willem sah ihm zu, wie er in seiner stockenden, langsamen Gangart die steilen, hohen Stufen hinaufging, bis er aus seinem Blickfeld verschwand.

Es war ein einfacher Einzug, zügig und undramatisch, und nachdem sie alle ein wenig herumgesessen, Bücher ausgepackt und Pizza gegessen hatten, zogen die anderen zu Partys und Bars weiter, und Willem und Jude waren endlich allein in ihrer neuen Wohnung. Drinnen herrschte ein heilloses Durcheinander, aber der Gedanke daran, alles an seinen Platz zu räumen, war einfach zu ermüdend. Und so blieben sie einfach sitzen, überrascht darüber, dass sich der Nachmittag so schnell verdunkelt hatte und dass sie eine Wohnung hatten, eine Wohnung in Manhattan, eine Wohnung, die sie sich leisten konnten. Sie hatten beide die höfliche Ausdruckslosigkeit auf den Gesichtern ihrer Freunde bemerkt, als diese die Wohnung zum ersten Mal gesehen hatten (das Zimmer mit den beiden Doppelbetthälften – »wie in einer viktorianischen Irrenanstalt«, so hatte Willem es Jude beschrieben – hatte die meisten Kommentare geerntet), aber es machte ihnen nichts aus: Es war ihre Wohnung, sie hatten einen Vertrag für zwei Jahre, niemand konnte sie ihnen nehmen. Sie würden sogar ein wenig Geld sparen können, und was hätten sie überhaupt mit mehr Platz anfangen sollen? Natürlich sehnten sie sich beide nach Schönheit, aber das würde eben warten müssen. Oder besser gesagt, *sie* würden darauf warten müssen.

Sie unterhielten sich, aber Judes Augen waren geschlossen, und Willem wusste – er erkannte es an dem konstanten, kolibrihaften Flattern seiner Lider und der Art, wie er die Hand so fest zur Faust ballte, dass Willem das meergrüne Garn seiner Adern auf dem Handrücken hervortreten sah –, dass er Schmerzen hatte. Daran, wie starr Jude seine Beine hielt, erkannte er, dass es starke Schmerzen waren,

und er wusste auch, dass er nichts für ihn tun konnte. Hätte er gesagt: »Komm, Jude, ich hole dir ein Aspirin«, hätte Jude gesagt: »Es geht schon, Willem, ich brauche nichts«, und hätte er gesagt: »Jude, leg dich doch hin«, hätte Jude gesagt: »Willem. Es geht schon. Hör auf, dir Gedanken zu machen.« Also tat er schließlich, was sie alle zu tun gelernt hatten, wenn Judes Beine ihm Schmerzen bereiteten: Er stand auf und verließ unter irgendeinem Vorwand den Raum, sodass Jude ohne jede Regung daliegen und darauf warten konnte, dass die Schmerzen nachließen, ohne sich unterhalten zu müssen oder Energie darauf zu verschwenden, so zu tun, als wäre alles in Ordnung und er wäre nur müde oder hätte einen Krampf oder welche fadenscheinige Ausrede auch immer ihm eingefallen wäre.

Im Schlafzimmer fand Willem den Müllsack mit ihrer Bettwäsche und bezog erst seine Matratze und dann Judes (die sie eine Woche zuvor Carolinas baldiger Exfreundin zu einem sehr geringen Preis abgekauft hatten). Er unterteilte seine Kleidung in Hemden, Hosen sowie Unterwäsche und Socken und legte die Stapel in (frisch von Büchern geleerte) Pappkartons, die er unter sein Bett schob. Judes Kleidung ließ er, wo sie war, und ging ins Bad, das er putzte und desinfizierte, bevor er Zahncreme, Seife, Rasierer und Shampoo ihren Besitzern zuordnete und verstaute. Ein oder zwei Mal unterbrach er seine Arbeit, um zum Wohnzimmer zu schleichen, wo Jude in unveränderter Haltung saß, die Augen noch immer geschlossen, die Hand noch immer zur Faust geballt, den Kopf zur Seite gedreht, sodass Willem sein Gesicht nicht sehen konnte.

Seine Gefühle für Jude waren komplizierter Natur. Er liebte ihn – das war der einfache Teil – und hatte Angst um ihn, und manchmal kam es ihm vor, als wäre er ebenso sehr sein älterer Bruder und Beschützer wie sein Freund. Ihm war bewusst, dass Jude in der Vergangenheit ohne ihn zurechtgekommen war und es auch weiterhin tun würde, aber manchmal nahm er Dinge an Jude wahr, die ihn verstörten und paradoxerweise dazu führten, dass er sich einerseits hilflos fühlte und andererseits noch entschlossener wurde, ihm zu helfen

(auch wenn Jude selten um irgendeine Art von Hilfe bat). Sie alle liebten und bewunderten Jude, doch Willem hatte oft das Gefühl, dass Jude ihm ein wenig – nur ein klein wenig – mehr von sich gezeigt hatte als den anderen, und war sich nicht sicher, wie er mit diesem Wissen umgehen sollte.

Die Schmerzen in seinen Beinen etwa: So lange sie ihn kannten, so lange wussten sie, dass er Probleme mit den Beinen hatte. Natürlich war es auch schwer zu übersehen; während der gesamten College-Zeit hatte er einen Gehstock benutzt, und als er jünger gewesen war – als sie ihn kennengelernt hatten, war er so jung gewesen, ganze zwei Jahre jünger als sie, dass er noch wuchs –, hatte er nur mithilfe einer orthopädischen Krücke gehen können, und um seine Beine waren schienenartige Klammern geschnallt gewesen, deren in seine Knochen gebohrten äußere Bolzen ihn daran hinderten, die Knie zu beugen. Doch er hatte sich nie beklagt, nicht ein einziges Mal, und dabei doch immer Verständnis für das Gejammer der anderen gehabt; in ihrem zweiten College-Jahr war JB auf Glatteis ausgerutscht und hatte sich das Handgelenk gebrochen, und sie erinnerten sich alle an den Trubel, den das nach sich gezogen hatte, an JB's theatralisches Stöhnen und seine gequälten Schreie und daran, dass er sich noch eine Woche, nachdem der Gips angelegt worden war, weigerte, das Universitätsklinikum zu verlassen, und so viele Besucher empfing, dass die College-Zeitung einen Artikel über ihn brachte. Ein anderer Junge aus ihrem Studentenwohnheim, ein Fußballspieler mit Meniskusriss, hatte immer wieder gesagt, JB wisse gar nicht, was Schmerzen seien, aber wie Willem und Malcolm hatte auch Jude JB jeden Tag besucht und ihm das ersehnte Mitgefühl geschenkt.

Eines Nachts, kurz nachdem JB huldvoll seine Entlassung aus der Klinik gewährt hatte und ins Wohnheim zurückgekehrt war, um sich an der dortigen Aufmerksamkeit zu laben, war Willem aufgewacht, und das Zimmer war leer gewesen. Das war im Grunde nichts Ungewöhnliches: JB war bei seinem Freund, und Malcolm, der in dem Semester ein Astronomie-Seminar in Harvard belegt hatte, war im

Labor, wo er jeden Dienstag und Donnerstag übernachtete. Willem war selbst oft unterwegs, meist bei seiner Freundin, aber weil sie die Grippe hatte, war er an jenem Abend zu Hause geblieben. Doch Jude war eigentlich immer da. Er hatte nie eine Freundin oder einen Freund gehabt und verbrachte jede Nacht auf dem Zimmer, seine Gegenwart unter Willems Bett so vertraut und konstant wie das Meer.

Er hätte nicht genau sagen können, was ihn dazu veranlasste, aus dem Bett zu steigen und eine Minute lang benommen in der Mitte des Zimmers zu stehen, sich umblickend, als könnte Jude wie eine Spinne an der Decke hängen. Dann aber bemerkte er, dass seine Krücke nicht da war, und er begann, nach ihm zu suchen, rief im Aufenthaltsraum leise seinen Namen und verließ, als keine Antwort kam, ihre Zimmerflucht, um den Korridor hinunter zum Gemeinschaftsbad zu gehen. Im Vergleich zum Dunkel ihres Zimmers war das Bad geradezu übelkeitserregend hell, die Leuchtstoffröhren gaben ihr schwaches, kontinuierliches Knistern von sich, und er war so orientierungslos, dass es ihn weniger überraschte, als es sollte, Judes Fuß unter der Tür der letzten Toilette hervorragen zu sehen, daneben die Spitze der Krücke.

Er klopfte an die Toilettentür und flüsterte: »Jude?«, und als er nichts hörte: »Ich komme rein.« Er zog die Tür auf. Jude lag bäuchlings auf dem Boden, ein Bein unter die Brust gezogen. Er hatte sich übergeben; ein Teil des Erbrochenen hatte auf dem Boden vor ihm eine Pfütze gebildet, der Rest war als getüpfelte, aprikosenfarbene Schicht an seinen Lippen und seinem Kinn angetrocknet. Seine Augen waren geschlossen, er schwitzte, und eine seiner Hände umklammerte das gebogene Ende der Krücke mit einer Intensität, die, wie Willem später herausfinden sollte, mit extremen Schmerzen einhergeht.

In jenem Moment aber war er verängstigt und verwirrt und begann, Jude eine Frage nach der anderen zu stellen, auf die er keine Antworten erhielt, und erst als er Jude auf die Füße zu stellen versuchte, stieß dieser einen Schrei aus, und Willem begriff, wie stark seine Schmerzen waren.

Irgendwie gelang es ihm, Jude halb in ihr Zimmer zu schleifen, halb zu tragen, ihn in sein Bett zu legen und provisorisch zu säubern. In der Zwischenzeit schienen die Schmerzen ein wenig nachgelassen zu haben, und als Willem ihn fragte, ob er einen Arzt holen solle, schüttelte Jude den Kopf.

»Aber Jude«, sagte Willem ruhig, »du hast Schmerzen. Du musst dir helfen lassen.«

»Dagegen hilft nichts«, antwortete er und schwieg einen Augenblick lang. »Ich muss es einfach aussitzen.« Seine Stimme war nur ein schwaches, fremd klingendes Flüstern.

»Was kann ich tun?«, fragte Willem.

»Nichts«, sagte Jude. Sie schwiegen. »Aber Willem – bleibst du noch kurz bei mir?«

»Natürlich«, sagte er. Neben ihm bebte und zitterte Jude, als wäre ihm kalt, und Willem nahm die Decke von seinem eigenen Bett und legte sie um ihn. Irgendwann schob er seine Hand unter die Decke, tastete nach Judes, öffnete seine Faust und ergriff seine feuchte, schwielige Hand. Es war lange her, dass er die Hand eines anderen Jungen gehalten hatte – das letzte Mal war bei einer Operation seines Bruders vor vielen Jahren gewesen –, und er war überrascht über die Stärke von Judes Griff, die Kraft seiner Finger. Noch Stunden zitterte Jude und klapperte mit den Zähnen, und schließlich legte Willem sich neben ihn und schlief ein.

Am nächsten Morgen wachte er in Judes Bett auf; seine Hand schmerzte, und als er sie inspizierte, fand er Blutergüsse, wo Judes Finger sich in seinen Handrücken gegraben hatten. Er erhob sich ein wenig wackelig und betrat den Gemeinschaftsraum, wo er Jude lesend an seinem Schreibtisch vorfand, die Gesichtszüge in der Helligkeit des spätmorgendlichen Lichts verborgen. Er hob den Blick und stand auf, und eine Zeit lang sahen sie sich einfach nur schweigend an.

»Willem, es tut mir so leid«, sagte Jude schließlich.

»Jude«, antwortete er, »es gibt nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest.« Und er meinte es ernst; es gab wirklich nichts.

Aber Jude wiederholte nur: »Es tut mir leid, Willem, es tut mir so leid«, und so sehr Willem es auch versuchte, er konnte ihn nicht beschwichtigen.

»Sag nur Malcolm und JB nichts davon, ja?«, bat er ihn.

»Werde ich nicht«, versprach Willem. Und er tat es nicht, auch wenn es letztlich keinen Unterschied machte, denn irgendwann wurden auch Malcolm und JB Zeugen seiner Schmerzattacken, wenn sie auch selten so ausgedehnt waren wie die, deren Zeuge Willem in jener Nacht geworden war.

Er hatte nie mit Jude darüber gesprochen, aber in den Jahren, die folgten, sah er ihn viele Arten von Schmerzen erleiden, starke und weniger starke, sah ihn zusammenzucken oder, wenn die Qual zu groß wurde, sich übergeben, auf dem Boden krümmen und so weit in sich zurückziehen, dass er kaum mehr ansprechbar war, so wie er es jetzt gerade in ihrem Wohnzimmer tat. Doch auch wenn er ein Mann war, der seine Versprechen hielt, war da etwas in Willem, das sich ständig fragte, warum er Jude nie darauf angesprochen hatte, ihn nie gefragt hatte, wie es sich anfühlte, nie zu tun gewagt hatte, was sein Instinkt ihm befahl: sich neben ihn zu setzen und seine Beine zu massieren, zu versuchen, die unkontrolliert feuernden Nervenenden wieder fügsam zu kneten. Stattdessen versteckte er sich im Badezimmer und flüchtete sich in stumpfsinnige Tätigkeiten, während wenige Meter entfernt einer seiner besten Freunde, allein auf einem ekelerregenden Sofa sitzend, die langsame, traurige, einsame Reise zurück ins Bewusstsein, ins Land der Lebenden antrat, ohne dass irgendjemand bei ihm war.

»Du bist ein Feigling«, sagte er zu seiner Reflexion im Badezimmerspiegel. Sein Gesicht erwiderte den Blick, müde vor Abscheu. Aus dem Wohnzimmer drang nichts als Stille, aber Willem ging hinüber, um sich ungesehen an die Schwelle zu stellen und darauf zu warten, dass Jude zu ihm zurückkehrte.

»Es ist ein Dreckloch«, hatte JB zu Malcolm gesagt, und auch wenn er nicht unrecht hatte – schon die Diele erzeugte ein Kribbeln auf der Haut –, kehrte Malcolm doch mit einem Gefühl der Melancholie nach Hause zurück und fragte sich einmal mehr, ob es wirklich besser war, weiterhin bei seinen Eltern zu wohnen als in einem Dreckloch eigener Wahl.

Rein logisch betrachtet, hätte er selbstverständlich bleiben sollen, wo er war. Er verdiente sehr wenig und arbeitete sehr viel, und das Haus seiner Eltern war so groß, dass er sie im Grunde niemals hätte zu Gesicht bekommen müssen, wenn er nicht gewollt hätte. Neben dem dritten Stockwerk, das er allein bewohnte (und das sich, wenn er ehrlich war, von einem Dreckloch nicht wesentlich unterschied, so schmutzig war es dort – seine Mutter hatte aufgehört, die Haushälterin zum Aufräumen nach oben zu schicken, nachdem Malcolm sie angeschrien hatte, Inez habe eines seiner Modellhäuser zerstört), konnte er die Küche und die Waschmaschine nutzen und alle Zeitungen und Zeitschriften lesen, die seine Eltern abonniert hatten, und einmal pro Woche warf er seine Wäsche in den schlaffen Stoff sack, den seine Mutter auf dem Weg ins Büro bei der Reinigung abgab und Inez tags darauf wieder abholte. Natürlich war er nicht stolz auf dieses Arrangement, ebenso wenig wie auf die Tatsache, dass er siebenundzwanzig Jahre alt war und seine Mutter ihn beim Bestellen der wöchentlichen Lebensmittellieferung noch immer im Büro anrief, um ihn zu fragen, ob er Erdbeeren essen würde, wenn sie welche bestellte, oder ob er zum Abendessen gern Saibling oder doch lieber Brasse hätte.

Allerdings wäre alles einfacher gewesen, hätten seine Eltern sich nur an dieselben räumlichen und zeitlichen Grenzen gehalten wie er. Nicht nur dass sie von ihm erwarteten, jeden Morgen mit ihnen zu frühstücken und jeden Sonntag mit ihnen zu brunchen, sie statteten seiner Etage auch regelmäßig Besuche ab, die sie lediglich durch ein Klopfen und gleichzeitiges Drehen des Türknaufs ankündigten, obwohl Malcolm ihnen wieder und wieder gesagt hatte, dass dies dem ureigentlichen Sinn des Klopfens zuwiderlief. Er wusste, dass es

schrecklich görenhaft und undankbar war, so zu denken, doch allein wegen des Smalltalks, den er über sich würde ergehen lassen müssen, bevor er sich nach oben in sein Zimmer verdrücken könnte wie ein Teenager, grauste es ihm manchmal davor, nach Hause zu kommen. Und besonders grauste es ihm davor, ohne Jude in dem Haus zu leben; obwohl die Kellerwohnung mehr Privatsphäre bot als sein Stockwerk, hatten seine Eltern es sich zur Gewohnheit gemacht, auch dort fröhlich hereinzuschneien, wenn Jude da war, sodass manchmal, wenn Malcolm zu Jude hinunterging, sein Vater bereits dort saß und Jude irgendeinen langweiligen Vortrag hielt. Speziell sein Vater mochte Jude – er sagte oft zu Malcolm, im Gegensatz zu seinen anderen Freunden, die nichts weiter als Luftküsse seien, besitze Jude wahre intellektuelle Tiefe –, und nur wenn Jude nicht da war, bekam Malcolm seine komplizierten Geschichten über den Finanzmarkt, sich verschiebende globale Verhältnisse und andere Themen, die ihn nicht besonders interessierten, zu hören. Tatsächlich beschlich ihn manchmal der Verdacht, sein Vater hätte lieber Jude als Sohn gehabt. Die beiden hatten dieselbe juristische Fakultät besucht. Der Richter, dem Jude assistiert hatte, war in der ersten Kanzlei seines Vaters dessen Mentor gewesen. Und Jude war stellvertretender Staatsanwalt in der strafrechtlichen Abteilung des United States Attorney, ebendort, wo auch Malcolms Vater als junger Mann tätig gewesen war.

»Denkt an meine Worte: Dieser Junge wird es noch weit bringen«, oder: »Es ist etwas Besonderes, jemanden, der sich aus eigener Kraft an die Spitze setzen wird, zu treffen, wenn er noch am Beginn seiner Karriere steht«, sagte Malcolms Vater häufig zu ihm und seiner Mutter, nachdem er sich mit Jude unterhalten hatte, und schaute dabei so selbstzufrieden drein, als wäre er irgendwie für Judes Genialität verantwortlich, und in solchen Momenten musste Malcolm es vermeiden, seiner Mutter ins Gesicht zu sehen, auf dem, wie er wusste, ein tröstender Ausdruck lag.

Wäre Flora noch da gewesen, wäre alles etwas einfacher gewesen. Als sie sich auf ihren Auszug vorbereitete, hatte Malcolm vorzuschlagen

versucht, dass er mit ihr zusammen in die neue Zweizimmerwohnung in der Bethune Street einziehen könnte, aber entweder hatte sie die zahlreichen Andeutungen wirklich nicht verstanden, oder sie hatte schlicht beschlossen, sie nicht zu verstehen. Flora schien es nichts auszumachen, dass ihre Eltern so exorbitant viel Zeit von ihnen einforderten, was bedeutete, dass er mehr Zeit in seinem Zimmer mit seinen Modellhäusern verbringen konnte und weniger damit, unten im Hobbyraum hibbelig einen der Yasujirō-Ozu-Filmmarathons seines Vaters abzusitzen. Als Kind war Malcolm verletzt und gekränkt gewesen, weil sein Vater Flora so offensichtlich bevorzugte, dass es selbst Freunden der Familie aufgefallen war. »Flora Fabelhaft«, hatte sein Vater sie genannt (oder, zu unterschiedlichen Zeiten ihrer Pubertät, »Flora Frechdachs«, »Flora Fürchterlich«, »Flora Fuchsteufelswild«, doch immer voller Anerkennung), und selbst heute fand er – obwohl Flora beinahe dreißig Jahre alt war – noch besonderen Gefallen an ihr. »Fabelhaft hat heute etwas so Kluges gesagt«, bemerkte er beim Abendessen, so als würden Malcolm und seine Mutter nicht auch regelmäßig mit ihr sprechen, oder, nach einem Brunch in der Nähe von Floras Wohnung in Downtown: »Warum musste Fabelhaft nur so weit weg ziehen?«, auch wenn es mit dem Auto nur fünfzehn Minuten waren. (Darüber ärgerte sich Malcolm besonders: Sein Vater hatte ihm immer brokatverzierte Geschichten davon erzählt, wie er als Kind von den Grenadinen nach Queens gezogen war und dass er sich danach immer wie ein Mann gefühlt habe, der zwischen zwei Ländern gefangen war, und dass auch Malcolm irgendwann einmal in einem anderen Land leben solle, weil es ihn als Mensch bereichern und seinen Horizont erweitern werde und so weiter und so fort. Doch hätte Flora es je gewagt, auch nur aus Manhattan wegzuziehen, geschweige denn in ein anderes Land, wäre er zweifellos am Boden zerstört gewesen.)

Malcolm selbst hatte keinen Kosenamen. Hin und wieder rief sein Vater ihn beim Nachnamen anderer, berühmter Malcolms – »X«, »McLaren«, »McDowell« oder auch »Muggeridge«, nach dem Mal-

colm angeblich benannt war –, aber es wirkte nie wie eine liebevolle Geste, eher wie eine Erinnerung daran, was Malcolm hätte sein sollen, aber ganz eindeutig nicht war.

Manchmal – oft – erschien es Malcolm albern, dass es ihn noch immer nicht beschäftigte, sogar bedrückte, dass sein Vater ihn offenbar nicht besonders mochte. Selbst seine Mutter sagte das. »Du weißt, dass Daddy es nicht so meint«, sagte sie, wenn sein Vater wieder einmal einen seiner Monologe über Floras Überlegenheit gehalten hatte. Malcolm – der ihr glauben wollte und zugleich verstört registrierte, dass sie seinen Vater noch immer als »Daddy« bezeichnete – brummte oder murmelte dann irgendetwas, um ihr zu bedeuten, dass es ihm völlig egal sei. Und manchmal – wiederum zunehmend häufig – ärgerte es ihn, dass er sich überhaupt so viel mit seinen Eltern beschäftigte. War das normal? War es nicht ein kleines bisschen erbärmlich? Schließlich war er siebenundzwanzig Jahre alt. Geschah das zwangsläufig, wenn man bei seinen Eltern lebte, oder ging es nur ihm so? Das war sicherlich das beste Argument für einen Auszug: Er würde endlich nicht mehr so ein Kind sein. Während seine Eltern abends in den Zimmern unter ihm ihrer täglichen Routine nachgingen, während sie sich, begleitet vom Klopfen der alten Rohre, die Gesichter wuschen oder mit einem dumpfen Geräusch, gefolgt von plötzlicher Stille, die Heizung im Wohnzimmer abdrehen, was präziser als jedes Uhrwerk signalisierte, dass es elf Uhr, halb zwölf, Mitternacht war, erstellte er Listen darüber, was er im kommenden Jahr, und zwar möglichst rasch, in Angriff nehmen müsse: seine Karriere (stagnierend), sein Liebesleben (nichtexistent), seine sexuelle Orientierung (unklar), seine Zukunft (ungewiss). Die vier Punkte auf der Liste waren stets dieselben, wenn sich ihre Prioritäten auch mitunter verschoben. Ebenfalls gleichbleibend war seine Fähigkeit, ihren Status exakt zu bestimmen, gepaart mit seiner völligen Unfähigkeit, Lösungen zu finden.

Am Morgen darauf erwachte er stets voller Tatendrang: Heute würde er ausziehen und seinen Eltern sagen, sie sollten ihn endlich

in Ruhe lassen. Aber wenn er nach unten kam, stand dort seine Mutter, machte ihm Frühstück (sein Vater war schon lange zur Arbeit aufgebrochen) und sagte, er solle sich überlegen, wie viele Tage er zum jährlichen Familienurlaub nach St. Barts mitkommen würde, sie wolle die Tickets kaufen. (Seine Eltern zahlten noch immer für seine Urlaubsreisen. Er war nicht so dumm, das seinen Freunden gegenüber zu erwähnen.)

»Ja, Ma«, sagte er dann. Und aß sein Frühstück und ging aus dem Haus, trat hinaus in die Welt, in der ihn niemand kannte und er sein konnte, wer er wollte.

2

Um siebzehn Uhr an jedem Wochentag und um elf Uhr an den Wochenenden stieg JB in die U-Bahn und fuhr zu seinem Atelier in Long Island City. Die wochentägliche Reise war ihm lieber. Er stieg an der Canal Street ein und sah zu, wie der Wagen sich an jeder Station füllte und leerte und eine Mischung unterschiedlicher Völker und Ethnien sich alle zehn Häuserblocks zu neuen provokanten und unwahrscheinlichen Konstellationen zusammensetzte: Polen, Chinesen, Koreaner, Senegalesen; Senegalesen, Dominikaner, Inder, Pakistaner; Pakistaner, Iren, Salvadorianer, Mexikaner; Mexikaner, Sri Lanker, Nigerianer und Tibeter – vereint allein dadurch, dass sie noch nicht lange in Amerika waren und denselben erschöpften Ausdruck auf den Gesichtern trugen, diese Mischung aus Entschlossenheit und Resignation, die man nur bei Immigranten findet.

Manchmal empfand er in diesen Momenten Dankbarkeit für sein eigenes Glück und Sentimentalität dieser Stadt gegenüber. Er gehörte nicht zu denen, die ihre Heimatstadt als ein prächtiges Mosaik feierten, und er machte sich über jene lustig, die es taten. Aber er war beeindruckt – wie hätte er es nicht sein können? – von der Menge kollektiver Arbeit, *echter* Arbeit, die seine Mitreisenden an diesem Tag

zweifelloso geleistet hatten. Und dennoch verspürte er angesichts seiner eigenen relativen Trägheit keine Scham, sondern Erleichterung.

Der Einzige, mit dem er je über dieses Gefühl gesprochen hatte, wenn auch nur kursorisch, war der asiatische Henry Young. Sie fuhren gerade nach Long Island City – tatsächlich war Henry derjenige gewesen, der ihm einen Platz im Atelier besorgt hatte –, als ein schmaler, sehniger Chinese die Bahn bestieg; eine orange-rote Plastiktüte hing schwer vom letzten Fingerglied seines rechten Zeigefingers herab, so als verfügte er nicht mehr über die Stärke oder den Willen, sie auf eine entschlossener Weise zu tragen. Der Mann ließ sich auf die Bank gegenüber von ihnen fallen, schlug die Beine übereinander, schlang die Arme um sich und war im selben Moment eingeschlafen. Henry, den JB seit der Highschool kannte, der wie er selbst ein Stipendium ergattert hatte und dessen Mutter in Chinatown als Näherin arbeitete, hatte JB angesehen und geflüstert: »Dieser Kelch ist an mir vorbeigegangen«, und JB hatte genau gewusst, welche Mischung aus Schuldbewusstsein und Freude er in diesem Moment empfand.

Was er an seinen abendlichen Fahrten noch liebte, war das Licht, die Art und Weise, wie es die Wagen füllte wie etwas Lebendiges, wenn die Bahn über die Brücke ratterte, wie es die Müdigkeit von den Gesichtern seiner Sitznachbarn wusch und sie so zeigte, wie sie gewesen waren, als sie in dieses Land gekommen waren, als sie jung waren und Amerika noch für bezwingbar hielten. Er sah diesem Licht dabei zu, wie es den Bahnwagen wie Sirup füllte, Stirnfalten fortwischte, graue Haare polierte, bis sie golden leuchteten, das aggressive Leuchten billiger Stoffe sanft auf einen feinen Schimmer reduzierte. Und dann trieb die Sonne davon, der Wagen ratterte gleichgültig von ihr fort, und die Welt nahm wieder ihre normalen traurigen Formen und Farben an, die Menschen ihren normalen traurigen Zustand, eine Veränderung, die sich so grob und abrupt vollzog, als wäre sie vom Zauberstab eines Magiers herbeigeführt worden.

Er redete sich gern ein, er sei einer von ihnen, doch er wusste, dass er es nicht war. Manchmal waren Haitianer in der Bahn, und während

sein plötzlich geschärftes Gehör den schlürfenden Singsang ihrer Kreolsprache von dem Raunen schied, das ihn umgab, merkte er, dass er in ihre Richtung blickte, dass er die zwei Männer ansah, die runde Gesichter hatten wie sein Vater, oder die beiden Frauen, die weiche Stupsnasen hatten wie seine Mutter. Er hoffte jedes Mal, dass sich ein ganz natürlicher Grund ergäbe, sie anzusprechen – vielleicht würden sie darüber diskutieren, wie sie zu ihrem Ziel kämen, und er könnte sich einschalten und den richtigen Weg weisen –, doch das war nie der Fall. Manchmal ließen sie während ihrer Unterhaltung den Blick über die Sitzbänke schweifen, und er spannte sich an, machte sein Gesicht zum Lächeln bereit, aber sie schienen ihn nie als einen der Ihren zu erkennen.

Was er natürlich auch nicht war. Er wusste selbst, dass er mehr mit dem asiatischen Henry Young, mit Malcolm, mit Willem und sogar mit Jude gemein hatte als mit ihnen. Denn das passierte als Nächstes: Er stieg am Court Square aus und lief die drei Häuserblocks zu der ehemaligen Flaschenfabrik, wo er sich mit drei anderen Künstlern eine Atelierfläche teilte. Hatten *echte* Haitianer Ateliers? Würden *echte* Haitianer überhaupt auf die Idee kommen, eine große, mietfreie Wohnung zu verlassen, in der sie sich theoretisch ihren eigenen Bereich zum Malen und Kritzeln hätten schaffen können, nur um in die Bahn zu steigen und eine halbe Stunde (wie viel Arbeit man in diesen dreißig Minuten erledigen könnte!) zu einem sonnendurchfluteten, schmutzigen Raum zu fahren? Nein, natürlich nicht. Um auf einen solchen Luxus zu verfallen, musste man denken wie ein Amerikaner.

Das Loft, das sich im zweiten Stock befand und über eine eiserne Treppe zu erreichen war, die bei jedem Schritt klingelte wie eine Glocke, hatte weiße Wände und einen weißen Boden, der aber so zersplittert war, dass es aussah, als würde ein Flokati darauf liegen. Die Wände wurden auf allen Seiten von hohen, altmodischen Flügelfenstern unterbrochen, und diese immerhin wurden von den vieren sauber gehalten – jedem Mieter war eine Wand als persönlicher Verantwortungsbereich zugewiesen –, weil das Licht zu gut war, um es an Schmutz

zu verschwenden, und im Grunde den gesamten Reiz des Raums ausmachte. Es gab eine Toilette (unaussprechlich), eine Küche (etwas weniger erschreckend) und genau in der Mitte des Lofts einen Tisch, der aus einem langen Stück minderwertigen Marmors bestand, das auf drei Sägeböcken ruhte. Das war ein gemeinschaftlicher Bereich, den jeder von ihnen für Projekte nutzen konnte, die etwas mehr Raum verlangten, und im Laufe der Monate war der Marmor mit fliederfarbenen und zinkgelben Strichen und kadmiumroten Tupfern verziert worden. An diesem Tag bedeckten lange Streifen von handgefärbtem Organza in verschiedenen Farben den Tisch; sie waren an beiden Enden mit Taschenbüchern beschwert, und die Spitzen flatterten in der Brise, die der Deckenventilator erzeugte. In der Mitte des Tisches verkündete eine zum Zelt aufgestellte Karte: MUSS TROCKNEN. NICHT BERÜHREN. RÄUME MORGEN NACHM. AUF. DANKE FÜR VERSTÄNDN. H. Y.

Es gab keine Trennwände in dem Raum, aber er war mithilfe von Isolierband in vier Abschnitte von je fünfzig Quadratmetern unterteilt worden; die blauen Linien verliefen nicht nur über den Boden, sondern auch über Wände und Decke. Alle waren äußerst bedacht darauf, die territorialen Grenzen der anderen zu respektieren; man tat so, als hörte man nicht, was im Abschnitt nebenan vor sich ging, selbst wenn der Nachbar am Telefon seine Freundin anzischelte und man selbstverständlich jedes einzelne Wort mitbekam; wenn man den Bereich eines anderen Künstlers betreten wollte, stellte man sich an den Rand des blauen Klebebands, rief einmal seinen Namen, nicht zu laut und nur wenn man sah, dass er nicht zu tief in künstlerische Konzentration versenkt war, und bat erst dann um die Erlaubnis, hinüberzukommen.

Nachmittags um halb sechs war das Licht perfekt: Butterweich, dicht und irgendwie fett breitete es sich im Raum aus wie zuvor im Bahnwagen und ließ ihn zu etwas Ausgedehntem und Hoffnungsvollem anschwellen. JB war allein im Atelier. Richard, der den Abschnitt neben seinem hatte, arbeitete nachts als Barkeeper und kam

daher vormittags, ebenso wie Ali, dessen Bereich seinem gegenüberlag. Blieb nur Henry, dessen Arbeitsraum diagonal zu seinem lag und der normalerweise gegen sieben eintraf, wenn er in der Galerie Feierabend hatte. JB zog die Jacke aus, warf sie in die Ecke, deckte seine Leinwand ab und setzte sich seufzend auf den Hocker davor.

Es war JBs fünfter Monat im Atelier, und er liebte es, liebte es mehr, als er erwartet hatte. Es gefiel ihm, dass seine Atelierkollegen wirkliche, ernsthafte Künstler waren; er hätte nie in Ezras Wohnung arbeiten können, nicht nur weil er an das glaubte, was sein Lieblingsprofessor ihm einmal gesagt hatte – dass man nie malen sollte, wo man bumste –, sondern auch weil man in Ezras Wohnung ständig von Dilettanten umgeben war. Kunst war dort nur Begleitumstand eines Lebensstils. Man malte oder meißelte oder machte beschissene Installationen, um zu rechtfertigen, dass man in weichgewaschenen T-Shirts und schmutzigen Jeans herumlief und sich ausschließlich von ironischem amerikanischem Billigbier und ironischen teuren handgerollten amerikanischen Zigaretten ernährte. Hier dagegen machte man Kunst, weil es das Einzige war, was man konnte, das Einzige, womit man sich zwischen gedanklichen Kurzausflügen zu Dingen, an die alle dachten – Sex, Essen, Schlaf, Freunde, Geld, Ruhm –, wirklich beschäftigte. Ganz gleich, ob du gerade in einer Bar mit jemandem herumgemacht oder dich mit deinen Freunden zum Abendessen getroffen hast, irgendwo in deinem Inneren ist immer deine Leinwand, ihre Formen und Möglichkeiten ein embryonisches Schweben hinter deinen Pupillen. Während der Arbeit an jedem Bild und jedem Projekt kam eine Zeit – oder zumindest hofftest du, dass sie kam –, in der dir das Leben jenes Bildes echter erschien als dein eigenes alltägliches Leben, in der du irgendwo warst und an nichts dachtest als daran, ins Atelier zurückzukehren, in der du kaum wahrnahmst, dass du einen Hügel aus Salz auf der Tischplatte aufgeworfen hattest und dabei warst, darin deine Entwürfe, Schemata und Pläne nachzuzeichnen, die weißen Körner wie Schlick unter deinen Fingern.

Er mochte auch die ganz eigene, unerwartete Kameradschaft, die

der Ort hervorbrachte. An den Wochenenden waren manchmal alle gleichzeitig da, und es gab Momente, in denen JB aus dem Nebel seiner Malerei auftauchte und merkte, dass die Anstrengung der Konzentration sie alle im selben Rhythmus atmen, ja geradezu keuchen ließ. Dann spürte er, wie die kollektive Energie, die sie ausstrahlten, die Luft erfüllte wie Gas, entflammbar und süß, und wünschte, er könnte sie in Flaschen abfüllen und anzapfen, wenn es ihm wieder einmal an Inspiration fehlte, an den Tagen, an denen er buchstäblich stundenlang vor der Leinwand saß, so als würde sie sich, wenn er nur lange genug daraufstarrte, explosionsartig in etwas Brillantes, Aufsehererregendes verwandeln. Er mochte es, zeremoniell am Rand des blauen Bandes zu warten, sich in Richards Richtung zu räuspern und dann die Grenze zu überschreiten, um gemeinsam eine Arbeit zu betrachten, schweigend nebeneinander davorzustehen, kaum ein Wort sagen zu müssen und doch genau zu wissen, was der andere meinte. Man verbrachte so viel Zeit damit, sich anderen zu *erklären*, ihnen die eigenen Arbeiten zu erklären – was sie bedeuteten, was man zu erreichen versuchte, warum man sich für genau diese Farben, dieses Thema, diese Materialien, diese Arbeitsweise, diese Technik entschieden hatte –, dass es eine Erleichterung war, mit einem Menschen zusammen zu sein, dem man gar nichts erklären musste: Man konnte einfach nur schauen und schauen, und wenn man Fragen stellte, waren es zumeist ganz nüchterne, technische und sachbezogene Fragen. Man hätte ebenso gut über Motoren oder Rohrsysteme reden können: ein mechanisches und konkretes Thema, das nur eine oder zwei mögliche Antworten zuließ.

Weil sie alle mit unterschiedlichen Materialien arbeiteten, gab es keine Konkurrenz, keinen Grund zu befürchten, dass ein Videokünstler eine Galerie fand, während ein anderer noch keine hatte, weniger Angst, dass ein Kurator hereinkam, um sich deine Sachen anzusehen und sich stattdessen in die deines Nachbarn verguckte. Und dennoch – und das war wichtig – respektierte er auch die Arbeit der anderen. Henry machte etwas, das er als dekonstruierte Skulpturen

bezeichnete, Blumen und Äste aus verschiedenen Sorten Seide, die zu eigenartigen, aufwendigen, ikebanaartigen Arrangements zusammengesteckt waren. Wenn er eine Arbeit beendet hatte, entfernte er den Maschendraht, der alles zusammenhielt, sodass die Skulptur zu Boden fiel, wo sie als flache, abstrakte Pfütze aus unterschiedlichen Farben erschien – Henry allein wusste, wie sie als dreidimensionales Objekt ausgesehen hatte.

Ali war Fotograf und arbeitete an einer Serie mit dem Titel »Die Geschichte des asiatischen Amerika«; beginnend mit dem Jahr 1890, hatte er für jedes Jahrzehnt, in dem Asiaten in Amerika gelebt hatten, ein Foto kreiert. Für jedes Bild hatte er in einem Diorama ein epochales Ereignis oder Thema dargestellt, indem er Kästen mit dreißig Quadratzentimetern Grundfläche, die Richard für ihn aus Kiefernholz zimmerte, mit kleinen Plastikfiguren füllte, die er im Bastelladen kaufte und selbst bemalte, mit Bäumen und Straßen, die er aus Ton töpferte, und Hintergründen, die er mit einem Pinsel malte, dessen Haare so fein waren, dass sie an Augenbrauen erinnerten. Dann fotografierte er die Dioramen und machte C-Prints von den Negativen. Als Einziger der vier hatte Ali einen Galeristen, und in sieben Monaten sollte eine Ausstellung stattfinden, nach der sich die anderen nie erkundigten, weil sie wussten, dass ihn jede Erwähnung in nervöse Klagen ausbrechen ließ. Ali ging nicht chronologisch vor – er hatte die Nullerjahre (ein Stück des unteren Broadway, das dicht von Paaren bevölkert war, die alle aus weißen Männern bestanden, denen mit wenigen Schritten Abstand asiatische Frauen folgten) ebenso fertiggestellt wie die 1980er (ein winziger asiatischer Mann, auf den zwei winzige weiße Schlägertypen mit Schraubenschlüsseln einhieben; der Boden des Holzkastens war mit Lack überzogen, sodass er dem regennassen Asphalt eines Parkplatzes ähnelte) und arbeitete jetzt an den 1940ern, für die er eine Gruppe von fünfzig Männern, Frauen und Kindern anmalte, die Insassen des Internierungslagers Tule Lake darstellen sollten. Ali machte von ihnen allen die aufwendigsten Arbeiten, und manchmal, wenn sie bei ihren eigenen Projekten auf der Stelle

traten, gingen sie zu ihm hinüber und setzten sich neben ihn, und Ali drückte ihnen, kaum von seinem Vergrößerungsglas aufblickend, unter dem er einer sieben Zentimeter großen Figur einen Rock mit Fischgrätmuster und Sattelschuhe aufmalte, ein Bündel Stahlwolle in die Hand, das geschreddert werden musste, um an Steppenläufer zu erinnern, oder ein Stück feinen Draht, in den kleine Knoten gemacht werden mussten, damit er wie Stacheldraht aussah.

Doch es war Richards Kunst, die JB am meisten bewunderte. Richard machte ebenfalls Skulpturen, aber ausschließlich aus flüchtigen Materialien. Er skizzierte aberwitzige Formen auf Planpapier, um sie dann in Eis, Butter, Schokolade oder Fett zu verwirklichen und ihr Verschwinden auf Film festzuhalten. Es bereitete ihm diebisches Vergnügen, den Auflösungsprozess zu beobachten; JB dagegen, der erst letzten Monat dabei zugesehen hatte, wie eine gewaltige, zweieinhalb Meter hohe Arbeit von Richard – ein gespreizter, segelartiger Fledermausflügel aus gefrorenem Traubensaft, der an geronnenes Blut erinnerte – zu tropfen begann und schließlich in sich zusammenfiel, hatte überrascht festgestellt, dass er den Tränen nahe war, ohne zu wissen, ob die Ursache in der Zerstörung von etwas so Schöнем oder in der schlichten alltäglichen Tiefgründigkeit des Verschwindens lag. Inzwischen interessierte sich Richard aber weniger für Materialien, die schmolzen, als für solche, die Dezimierer anzogen: vor allem Motten, die offenbar verrückt nach Honig waren. Er habe eine Vision, erzählte er JB, von einer Skulptur, deren Oberfläche so vor Motten wimmelte, dass man die Form des Objekts, das sie verzehrten, nicht einmal erkennen konnte. Die Fensterbänke seiner Fenster waren von Honiggläsern gesäumt, in denen die porösen Waben schwammen wie Föten in Formaldehyd.

JB war der einsame Klassizist unter ihnen. Er malte. Schlimmer noch, er malte figurativ. Während seines Studiums hatte sich niemand für gegenständliche Malerei interessiert: Alle Kunstrichtungen – Videokunst, Performancekunst, Fotografie – waren aufregender als Malerei, und wirklich *alles* war besser, als figurativ zu arbeiten. »So

geht das schon seit den Fünfzigern«, hatte einer seiner Professoren geseufzt, als JB ihm sein Leid klagte. »Kennen Sie den Slogan der Marines, *die wenigen, die Tapferen*? Das sind wir, die einsamen Verlierer.«

Es war nicht so, dass er im Laufe der Jahre nicht andere Dinge ausprobiert hätte, andere Medien. (Dieses dämliche, verlogene, abgekupferte Meret-Oppenheim-Haarprojekt! Billiger ging es wirklich nicht. Zwischen Malcolm und ihm war ein übler Streit ausgebrochen, einer ihrer schlimmsten, als dieser den Zyklus als »Pseudo-Lorna-Simpson« bezeichnet hatte, und das Allerschlimmste war natürlich gewesen, dass er damit völlig recht hatte.) Doch auch wenn er selbst gegenständliche Malerei etwas verweichlicht, geradezu mädchenhaft, auf jeden Fall nicht sonderlich wagemutig fand (was er natürlich nie jemandem gegenüber eingestanden hätte), so hatte er sich letztthin damit abfinden müssen, dass es sein Genre war: Er liebte Farben, er liebte Porträtmalerei, und das war es, womit er sich beschäftigen würde.

Wie also weiter? Er hatte Maler gekannt – er *kannte* Maler –, die in technischer Hinsicht bessere Künstler waren als er: bessere Zeichner, mit einem besseren Gespür für Komposition und Farben, mit mehr Disziplin. Aber sie hatten keine Ideen. Wie ein Schriftsteller oder ein Komponist brauchte auch ein bildender Künstler Ideen. Und lange Zeit hatte auch JB keine gehabt. Er hatte versucht, nur schwarze Menschen zu malen, aber viele Künstler malten nur schwarze Menschen, und er hatte nicht das Gefühl, einen neuen Beitrag zu leisten. Eine Zeit lang malte er nur Stricher, aber auch das wurde schnell langweilig. Er begann, seine weiblichen Verwandten zu malen, aber das stellte ihn wieder vor das Problem mit den Schwarzen. Er begann einen Zyklus mit Szenen aus *Tim und Struppi*-Büchern, wobei er die Figuren realistisch malte, als echte Menschen, bis ihm das zu ironisch und ausagelos vorkam und er auch damit wieder aufhörte. Und so bummelte er von Leinwand zu Leinwand, malte Leute von der Straße, Leute aus der U-Bahn, Szenen aus Ezras vielen Partys (das funktionierte am wenigsten; die dort versammelten Menschen kleideten und bewegten sich ausnahmslos so, als würden sie unter ständiger Beobachtung ste-

hen, und am Ende hatte er seitenweise Skizzen von posierenden Mädchen und herausgeputzten Typen, die sich alle Mühe gaben, nicht in seine Richtung zu sehen), bis er eines Abends in Judes und Willems deprimierender Wohnung auf dem deprimierenden Sofa saß und den beiden zusah, wie sie beim Zubereiten des Abendessens diskutierend durch ihre Miniaturküche wuselten wie ein emsiges lesbisches Paar. Es war einer der wenigen Sonntagabende, an denen er nicht bei seiner Mutter war, weil sie zusammen mit seiner Großmutter und seinen Tanten eine bescheuerte Mittelmeerkreuzfahrt machte, der er sich verweigert hatte. Aber er hatte sich daran gewöhnt, sonntags unter Leuten zu sein und eine Mahlzeit – eine *richtige* Mahlzeit – serviert zu bekommen, und so hatte er sich bei Jude und Willem eingeladen, von denen er wusste, dass sie zu Hause sein würden, weil sie beide kein Geld hatten, um auszugehen.

Er hatte wie immer seinen Skizzenblock dabei, und als Jude sich zum Zwiebelschneiden an den Kartentisch setzte (sie mussten das Essen am Tisch zubereiten, weil die Küche keine Arbeitsfläche hatte), begann er, ihn gedankenverloren zu zeichnen. Aus der Küche drangen das Geräusch lauter Schläge und der Geruch erhitzten Olivenöls, und als er hineinschaute und Willem vorfand, der ein Hühnerfilet mit dem Boden einer Omelettpfanne bearbeitete, den Arm über das Stück Fleisch erhob, als wollte er ihm den Hintern versohlen, einen seltsam friedvollen Ausdruck auf dem Gesicht, da zeichnete er auch ihn.

Worauf das hinauslaufen sollte, wusste er in diesem Moment noch nicht genau, doch als sie sich am darauffolgenden Wochenende im Pho Viet Huong trafen, nahm er eine von Alis alten Kameras mit und fotografierte die drei zuerst beim Essen und später dabei, wie sie im Schnee die Straße entlanggingen. Aus Rücksicht auf Jude gingen sie besonders langsam, denn die Bürgersteige waren glatt. Er sah sie im Sucher der Kamera aufgereiht: Malcolm, Jude und Willem, Jude in der Mitte, die anderen beiden (wie JB wusste, weil er selbst schon an ihrer Stelle gewesen war) nahe genug, um ihn aufzufangen, aber weit genug entfernt, um ihm nicht das Gefühl zu geben, sie rechneten mit

einem Sturz. JB fiel auf, dass sie sich nie darüber ausgetauscht, es sich nie vorgenommen hatten; sie hatten einfach irgendwann damit angefangen.

Er drückte auf den Auslöser. »Was machst du da, JB?«, fragte Jude im selben Moment, in dem Malcolm ihn ermahnte: »Hör auf damit, JB.«

Am Abend jenes Tages fand eine Party in der Centre Street statt, in der Wohnung einer gemeinsamen Bekannten, Mirasol, deren Zwillingsschwester Phaedra mit ihnen auf dem College gewesen war. Drinnen teilten sich alle in ihre verschiedenen Untergruppen auf, und JB, der sich, nachdem er Richard über den Raum hinweg zugewinkt und verärgert zur Kenntnis genommen hatte, dass Mirasol einen ganzen Tisch voller Speisen angerichtet hatte, was bedeutete, dass er gerade vierzehn Dollar bei Pho Viet Huong ausgegeben hatte, obwohl er hier umsonst hätte essen können, ertappte sich dabei, wie er Jude folgte, der sich mit Phaedra und irgendeinem dicken Kerl, der möglicherweise Phaedras Freund war, sowie einem dünnen bärtigen Typen unterhielt, in dem er einen Arbeitskollegen von Jude erkannte. Jude hockte auf der Lehne eines der Sofas, Phaedra saß neben ihm, beide schauten zu dem Dicken und dem Dünnen hinauf, und alle lachten über irgendetwas: Er drückte auf den Auslöser.

Normalerweise schnappte er sich auf Partys ein Grüppchen oder wurde von einem geschnappt und verbrachte den Abend im Zentrum wechselnder Dreier- oder Viererkonstellationen, sprang von einer zur anderen, sammelte Klatsch und Tratsch, brachte harmlose Gerüchte in Umlauf, tat so, als würde er vertrauliche Informationen weitergeben, brachte andere dazu, ihm zu sagen, wen sie nicht ausstehen konnten, indem er über seine eigenen Abneigungen sprach. Doch an jenem Abend durchquerte er den Raum wachsam, zielstrebig und größtenteils nüchtern und machte Fotos von seinen drei Freunden, die sich in ihren eigenen Bahnen bewegten, nicht ahnend, dass er ihnen folgte. Irgendwann, vielleicht zwei Stunden nach ihrer Ankunft, fand er sie zu dritt am Fenster stehend vor; Jude sagte etwas, und die beiden anderen beugten sich vor, um ihn besser hören zu können, und im

nächsten Moment lehnten sich alle drei zurück und lachten, und obwohl er einen Augenblick lang wehmütig und zugleich etwas eifersüchtig wurde, triumphtierte er auch, weil er beide Bilder im Kasten hatte. *Heute Nacht bin ich eine Kamera*, sagte er sich, *und morgen bin ich wieder JB*.

In gewisser Weise hatte er nie eine Party mehr genossen als diese, und niemand schien sein vorsätzliches Vagabundieren zur Kenntnis zu nehmen, niemand außer Richard, der ihm, als sie die Party eine Stunde später verließen, um zu Malcolm zu fahren (Malcolms Eltern waren auf dem Land, und Malcolm glaubte zu wissen, wo seine Mutter ihr Gras versteckte), einen unerwartet herzlichen, kumpelhaften Klaps auf die Schulter gab. »Arbeitest du an was?«

»Ich glaube schon.«

»Freut mich.«